

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 8 (1926)
Heft: 33

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 28.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.20, halbjährlich Fr. 5.50, vierteljährlich Fr. 3.20. Für das Ausland nach dem Porto zu obigen Preisen. Einzelnummern kosten 20 Rp. Erschließt auch in familiären Abonnements.

Erscheint jeden Freitag
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich

Vertriebspreis: Für die Schweiz: Die einpaltige Nonpareille-Zelle 30 Rp., Ausland 40 Rp. reklamieren Schweiz Fr. 1.50, Ausland Fr. 2. per Zeile. Schriftwechsel 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Platzierungsentscheidungen der Redaktion. / Anzeigenchluss: Mittwoch Abend

Administration und Inseraten-Verwaltung: Dr. G. A. G. Zürich, Elbstrasse 48, Telefon 6. 65.49, Postfach-Konto VII 3001 / **Druck und Expedition:** Buch- und Kunstverlag A. Peter, Pfaffenquai-Zürich, Tel. 60

Nr. 33

Zürich, 13. August 1926

VIII. Jahrgang

Wochenchronik.

Schweiz.

Weber aus dem Reich der eigenwilligen, noch der fantasmatischen Politik ist in diesen Wochen viel zu berüchtigt; doch werden da und dort gelegentlich Regierungsbefehle erteilt, die um ihrer Eigenart willen beachtenswert sind.

Im bernischen Amtsbezirk Saanen liegt weitab von den Hauptorten im Gebirge die kleine Gemeinde mit 150 Einwohnern. In der letzten Jahreshälfte hat die Bevölkerung um 70 Seelen zugenommen; nur 14 sind heimische Bürger. Der bernische Regierungsrat hatte nun auf eine Anregung hin zu prüfen, ob nicht aus Sparsamkeitsgründen die Pfarrei aufzuheben sei. Gibt es doch Jahre, wo der Geistliche dieses protestantischen Dorfes weder bei einer Taufe, noch bei einer Hochzeit oder einer Beerdigung mitzuwirken und auch keinen Konfirmationsunterricht zu erteilen hat. Doch ist es der Leuten da oben nicht nur religiöser, sondern auch juristischer, medizinischer, pädagogischer Berater und Helfer. Der junge Pfarrer und seine Gattin, die eben erst in Abständen wirken, lassen die freiwilligen Pflichten überaus ernst auf sich. Im Hinblick auf die Kulturarbeit, welche ein Pfarrer von Abständen leisten muss, ist der Regierungsrat dem ehrenvollen Begehren, die Pfarrei Abständen aufrecht zu erhalten. Um aber dem Pfarrer, der am Ende so wenig zu tun hat, doch eine offizielle Funktion zu überwinden, die ihm die Dolmetscherei zufällt, wurde ihm auch das Amt des Lehrers für die 4-7 Schulkinder der Gemeinde überlassen. Theoretisch hat damit die freikirchliche Berner Regierung eine Regelung getroffen, die im Gegensatz zu den sonstigen Bestimmungen steht. Kirche und Schule zu trennen; praktisch aber muss man die Lösung begründen; sie findet den Beifall von Pfarrer und Gemeinde.

Ausland.

In Mexiko, wo die katholische Kirche über gewaltige Reichtümer verfügt und bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts hinein unerschütterliche Macht besaß, hat gegenwärtig der alte Streit zwischen Regierung und Klerus einen hohen Grad leidenschaftlicher Erbitterung erreicht. Die Regierung mit dem sozialistischen Präsidenten Calles an der Spitze wendet alle Energie auf, um die Machtprobe zugunsten des Staates zu gestalten und Mexiko den abgelenkten Ländern anzureihen, die den nützlichen Kampf gegen die Klerikale haben. Die mexikanische Regierung kann sich dabei auf die Verfassungsmäßigkeit ihres Vorgehens berufen; denn die von den Vereinigten Staaten von Mexiko 1917 beschlossene und heute in Kraft stehende Verfassung enthält den Grundgedanken vollständiger Trennung von Kirche und Staat. In einer Reihe von Paragraphen sind entsprechende Bestimmungen niedergelegt; so wird unter anderem der Kirche jeglicher Einfluss auf die Schule untersagt; die religiösen Feiern werden unterdrückt; die Freiheit des Kultus ist gewährleistet, jedoch haben religiöse Handlungen sich nur im Innern der Kirche oder im Schoße der Familie zu vollziehen. Gegenüberwärtig erregte bei den Klerikalen den höchsten Anstoß der Paragraph 27 der Verfassung, der alle unbefugten kirchlichen Güter wie Kirchen, Klöster, religiöse Stiftungen, die die Schule unterhalten, etc. erklärt. Die Verträge, welche die Ausführung dieser Verfassungsbestimmungen regeln, traten am 1. August dieses Jahres in Kraft; sie bilden den Ausgangspunkt des erregten Streites. Der Umstand, daß einzelne Maßnahmen über das

hinausgehen, was man als strikte Staatsnotwendigkeit bezeichnen kann, führt der Opposition gegen die Regierung aus Elementen zu, die grundsätzlich die Trennung von Kirche und Staat bejahen, unnütze Schöfferei aber ablehnen.

Jugendfeste, Vaterland und Militarismus.

In welchem Zeichen soll das rechte Jugendfest stehen? Nun, ich denke in dem der Freude, der herzlichen und überfließenden Freude, so daß die Ernsthaften und Erwachsenen gerührt und schmungelnd dabei stehen, eigener Jugendzeit gedenkend.

Soll dem Fest aber ein Wert über den einen Tag hinaus inne wohnen, so wird man ihm wohl noch einen andern Sinn als denjenigen der vergänglichsten Lustbarkeit geben müssen.

Es gibt etwas, wofür jedes junge Herz zu begeistern ist: das Vaterland. Weihen wir ihm, dem Vaterland, die Feste unserer Jugend, und sie werden voll Glut und heller Freude sein! Wenn das Kind auf seinen Schutzeisen einen Teil unseres schönen Landes kennen gelernt hat, so darf man ihm wohl an einem festlichen Tag des Jahres sagen, daß unsere Heimat wert ist, von uns allen geliebt zu werden! Reiche Wälder und grüne Weiden, Wälder und Ströme und blaue Seen, und die hohen Berge mit ewigem Schnee, — versteht ihr nun, warum wir von der Heimat singen: Wie so innig, feurig lieb ich dich!

Die Jugendfestgemeinde wird leuchtenden Auges ihre Vaterlandslieder herauschmettern. Das wäre der Aufstakt zu dem, was nun erst kommen muß!

„Buben und Mädchen“, würde der Festredner weiter sagen, „man merkt es euren Liedern an, daß ihr spürt und versteht, wie gesegnet mit Schönheit unser Vaterland ist. Vergesst aber nicht, daß das, was wir hier befehlen, nicht die ganze und fertige Heimat ist. Nein, es ist nur erst ein Körper, und obwohl er schön ist wie kein anderer, so fehlt ihm das Beste, wenn er keine lebendige Seele hat. Die Seele unseres Vaterlandes, das sind seine Menschen, ihr und wir alle, die im Schweizerlande wohnen. Schmach dem Lande, dessen Seele grämlich und kleinlich, heil ihm, wenn sie gültig und stark, gläubig und mutig ist! Es liegt nicht in eurer schwachen Kraft, Kinder, den toten Körper eures Vaterlandes zu beschützen. Wohl aber ist eure Kraft nicht zu klein, seiner lebendigen Seele zu dienen. Dener der Heimat sollt ihr werden: helfen sollt ihr, daß die Schweizerseele ein wenig heller und zukunftsfreher wird, daß

mehr Güte und Menschlichkeit in ihr wach werde! Das aber gelingt nicht mit Niederstinken, so schön die Vaterlandslieder auch sind, das gelingt einzig durch Taten! Als vor zwei Jahren Waldwälder das Tessinerdorf Soame zerstörten, gingen Schweizer hin und arbeiteten wochenlang freiwillig am Wiederaufbau des Dorfes. Das waren rechte Diener des Vaterlandes. Ihr wißt, daß unser Land auch jetzt wieder solcher Helfer bedarf. Wasser und Sturm und Erdbeben haben im Westen, im Norden, im Osten über blühende Dörfer namenloses Unglück gebracht. Was wollt ihr dazu tun? Ihr Mädchenlein im weißen Kleide und Rosenkranz im Haar, euch wird man wohl nicht hinaus schicken können, um Steine wegzuräumen, und auch ihr Buben seid noch zu unerfahren, um Bäche einzudämmen oder Häuser aufzubauen. Dennoch, wenn ihr wollt, so könnt ihr es zustande bringen, daß einem Waldviertelmädchen oder einem Buben aus dem Gäu das Vaterhaus wieder aufgebaut werden kann. — Schaut, ein ganzes Berglein von Geld ist in unserer Stadt zusammengetragen worden für euch, um euer Fest zu verschönern. Wir haben es weder in Fahnen noch Plakate noch Gaben umgelegt, weil wir an die Schweizerkinder dachten, die jetzt in Nord und Süd das Geld gehören, um jenen zu helfen! Ihr sollt euch heute in Spielen und Wettkämpfen messen, ihr sollt durch schöne Taten die Zuschauer unseres Festes begeistern machen. Jedes, auch das Kleinste von euch, kann sich seinen Preis verdienen, und wer als Sieger hervorgeht, wird nur der erste, aber nicht der einzige sein, der frohen Herzens seine Gabe hingibt für ein unbekanntes Wäldlein im Jura, oder — für die Seele des Vaterlandes. Wißt ihr Kinder, was ihr damit tut? Zum erstenmal in eurem jungen Leben zündet ihr ein Sternlein an am Schweizerhimmel. Mächtig ihr dabei fühlen, daß ihr dazu berufen seid, in eurem Leben noch viel tausend Sternlein leuchten zu lassen über der Heimat!

So denkt ich mir, könnte ein Jugendfest im Zeichen der Vaterlandsiebe stehen.

Wir haben eine Stadt im Schweizerland (ihren Namen nenne ich nicht), die bekannt ist für ihren lebhaften und „ausdrucksfähigen“ Patriotismus. Auch sie will ihr Jugendfest in den Dienst des Vaterlandes stellen. Doch braucht sie Gewehre und Kanonen und verkleidete Erwachsene dazu. 12-16jährige Kadetten spielen Krieg mit fremden Völkern. Nach dem begeisterten Berichterstatter haben die Gewehre geknattert, die Mörser geheult, selbst Gasbomben und „tobdringende Handgranaten“ waren mit im Spiel. Der

„Feind“ schickte sogar ein Amazonentorps (junge Mädchen mit Gewehren ausgerüstet!) ins Feld, aber umsonst, die Artillerie sandte ununterbrochen ihre Verderben spielenden Granaten und, angefeuert durch die marxistischen Klänge des Sempacherliedes, formierte sich das ganze Kadettenkorps zum imposanten Generalangriff, der mit einer solchen Berce und Durchdringungskraft einwirkte, daß der letzte Widerstand brach — —

So der Berichterstatter. Die Zuschauer aber hatten Gelegenheit, bewundernd zu sehen, wie das „Siegesgewohnte Banner“ (!) der Kadetten im Winde flatterte, und wie der gefangene „Feind“ (Neger, Indianer, Amazonen usw.) im Triumphzug durch die Stadt geführt wurde. Geschehen im Juli 1926!

Auch wir könnten als Zuschauer lächelnd dabei stehen, wenn — ja, wenn wir noch das Jahr 1913 schreiben. „Ein Stütz Bubentorps“ würden wir denken, und uns vielleicht nur ein wenig wundern, daß auch Erwachsene noch so sehr im Banne Karl May's stehen können. Heute ist dieses bühnende Wäldlein nicht mehr am Platz! Wenn es wahr ist, daß das Volksfest die Blüte des Volkslebens bildet, so müssen wir mit schmerzlichem Ernste bekennen, daß unser Volksleben an einer gefährlichen Seuche leidet: es trägt den Bazillus der Oberflächigkeit in sich. Nun ist es zwar nicht so, daß die Patrioten und Organisten dieser Kriegsspielererei sich „nichts dabei denken“. Im Gegenteil, mächtig Große denken sie sich. Sie stellen das Jugendfest bewußt in den Dienst des Vaterlandes, wie sie ihn vertehen — oder (nennen wir es beim wahren Namen) des Militarismus. Also das Fest der Jugend im Dienste des Militarismus! „So bekämpfen wir bei uns den Antimilitarismus“, schrieb am Abend des Tages das Oberhaupt auf einer Karte an eine militärische Größe nach Bern. Die Karte aber trug das Bild einer Amazone!

Lieb Vaterland magst ruhig sein,
Bub' und Mädchen bauen drein!

Wer in vollem Ernste glauben kann, durch Amazonen und andere verkleidete Kriegsspieler dem Antimilitarismus einen Stoß zu verlegen und dem Vaterland einen Dienst zu erweisen, denn lassen wir das Vergnügen, denn er ist nicht sehr gefährlich. Schlimmer ist die Oberflächigkeit auf Seiten der Zuschauer, der Masse Volk. Sie, die nicht selbst von der Romantik des Mitspiels gepackt sind, müssen sich — just wenn sie als Patrioten alten Schlags die Wehrhaftigkeit unseres

Beileben.

Reden mit einem Kinde.

Von W. Ueber Wälder.

(Fortsetzung.)

Da ich im Garten eine Bank aus Balken, Brettern, Nägeln und mit allerhand Werkzeugen herrichten, so waren die Kinder dabei. Sie sind ja unermüdlich dabei, aller Dinge Art und Gebrauch kennen zu lernen. „Ich kann Nägel ausschlagen, ich kann Bretter nageln, ich kann sägen!“, das ist ihnen immer ein neuer Sieg über das Leben. Die Errichtung, den Gang eines Werkes mitzuerleben, ist ihnen die höchste Freude. Sellmut beobachtete mich einmal ganz bei einer kleinen Arbeit und sprach dann: „Gelt Walter, du siehst Dinge, die es noch gar nicht gibt!“ Ich fühlte das Wort, wie wenn jemand den Finger mir aufs bloße liegende Herz bargelegt hätte. Da wir nun beim Erbauen einer Bank mit sehr vielen Nägeln zu tun haben, so kommt Sellmut auf eine merkwürdige Taillade; sie zählen an den Nägeln herum und Sellmut spricht: „Walter, wenn man zehn mal zehn in der Hand und zehn mal hundert tauschen kann, warum sind nicht zehn mal tausend eine Million?“ In der Schule rechnen die Kinder kaum auf Hundert, und Sellmut macht mir die Rechnung vor, in der die Fehler unserer Zahlenbenennungen enthalten sind. „Was soll ich antworten?“ Ich sage: „Sellmut, in der Welt ist nicht alles, was es wohl sein könnte!“ Damit gibt sich das Kind nicht ganz zufrieden; aber ich gebe es mit seinem kleinen Freunde, der so gern dabei ist, in ein neues, lustiges Spiel.

Denn der kleine Freund, der die Anzahl der Nägel betrachtet, die er in Worten noch nicht fassen kann, da seine Zahlbegriffe noch unter zehn schwanken, bezeugt, um doch des Mannigfaltigkeitsindrucks Herr zu werden mit einem Vergleich die Menge: „Wir haben zu Hause noch mehr Nägel!“ — „Sei!“ sagt Sellmut. „Wir haben an der Habelbank noch zwei Kisten voll.“ — „Und wir eine Kiste voll!“ sagt der kleine Freund. „Ich laufe von meiner Arbeit auf, wie das weiter geht; denn sie müssen sich doch gewiß überbieten.“ Sellmut sagt: „Wir haben so große!“ Er gibt eine kleine Handspanne an. „Und wir noch größere!“ sagt der kleine Freund und braucht gleich beide Hände zur Bezeichnung umfänglich großer Nägel. Da aber ich, wie das Gesicht meines Bräutigams in das Entzücken eines ganz königlichen Triumphes ausbrach: „Wir haben so große!“ sagte Sellmut: „Die habt ihr nicht!“

Und mit dieser so schlichten Wahrheit hatte er im Weltreife gelangt. Wer hätte diese Wahrheit überbieten können? Der kleine Freund konnte nur einstimmen in das frohliche Lachen des jungen Siegers. Diese Geschichte war nun nicht von Gott; aber sie hat etwas so tief Menschliches, daß sie mir immer mit einer von der Plage der Wirklichkeit erlösenden Größe im Herzen steht.

Vom Kinde.

Ich habe Kinder nie als kleine, unentwickelte Wesen, arm an Erfahrung, klein an Wissen ansehen können. Gewiß ist das, so wie die meisten Menschen davon sprechen, richtig. Allein, ich habe doch immer, wenn ich mein Bräutigam sprach, und wenn ich seine Geplien und Kameraden sah, ganz anders von den Kindern gedacht.

Da ich die Kinder nie als kleine, unentwickelte Wesen, arm an Erfahrung, klein an Wissen ansehen können. Gewiß ist das, so wie die meisten Menschen davon sprechen, richtig. Allein, ich habe doch immer, wenn ich mein Bräutigam sprach, und wenn ich seine Geplien und Kameraden sah, ganz anders von den Kindern gedacht.

Da ich die Kinder nie als kleine, unentwickelte Wesen, arm an Erfahrung, klein an Wissen ansehen können. Gewiß ist das, so wie die meisten Menschen davon sprechen, richtig. Allein, ich habe doch immer, wenn ich mein Bräutigam sprach, und wenn ich seine Geplien und Kameraden sah, ganz anders von den Kindern gedacht.

den, indem sie alle Gefühle erweitern, wandeln, vergrößerten; indes wir Großen erst an unseren ungewachsenen alten Gehäusen das ärgste geistige Krüppel hinauswerfen müssen, um Platz zu haben für neue sonnige Freude, oder mühsam, mühsam uns hinüberzuleben von heute zu morgen. Sie fühlte ich solches Zittern, solchen graulichen Schmerz als in jenem Augenblick, jenem Morgen, jenem Frühling, wo die Welt sich wie immer in mir spannte und ich fühlte, ich begriff: mein Leib wächte nicht mehr. Da ich auch das höhnliche gräßliche Wäldlein des Todes. Das Kind aber wächte jeden Tag in seine unerschöpfliche große Welt. Es wächte hinauf in die Säule seiner Zukunft, bis es in die Demantkronen des Himmels gewachsen ist. Wir hätten sie alle empfangen können. Warum haben wir sie so oft verloren?

Erzählen wir nicht fast täglich über die Arbeit, die aus unsern Händen hervorgeht? Werden uns nicht die Maschinen, die Fabriken zu maßlosen Ungeheuern, zu Stürmen und Revolutionen, obwohl wir eben doch noch einen kindlichen Stolz empfinden über das errungene „Wert“, wie einfinden, als wir noch aus kindlichem Baumholz Tische und Stühle zumachen? Wir erschrecken, weil wir nicht mehr begreifen, was wir tun. Wir wir Maschinen, Kolonnen, Automobile, wie wir sie gebaut haben, nicht mehr hineinbeziehen können in das Geföhren der Blumen und Tiere, der Wälder und Winde. Denn das Kind taugt alle seine Erlebnisse wieder hinein in die „Welt“. Sonne und Sterne, Blumen und Berge bauen seinen Körper und bilden seine Gedanken. Wißt ihr, was Elektrizität ist? Ich will euch erzählen, wie das Kind von den Maschinen sprach.

(Schluß folgt.)

Volkst über alles stellen — doch fragen: Können wir wirklich einem ernsten Gotte dienen, wenn wir ihm eine Narrentasche aufs Haupt setzen? Und der Militarismus ist ein gottloser Gott! Wir alle haben seinen Ernst verpöht vor zwölf Jahren in jenem Sommer, da man nachts endlos die Munitionswagen auf den Eisenbahnschienen rollen hörte, da man den schweren Tritt marschierender Bataillone lauschte, da von der Grenze die Kanonen donnerten.

Wir Schweizer sind jeither in der vitalsten Frage unseres Landes in zwei Lager gespalten. Die einen sagen: Hat uns nicht gerade der Krieg gezeugt, wie notwendig unser Heer ist? Sollen wir deshalb nicht alle Opfer bringen, unser Land zu schützen? Ist nicht der Schwächling, wer hier nicht mitkämpft?

Wir andern sagen: Hat nicht gerade der Krieg gezeugt, wie rettungslos die kämpfenden Völker zu Grunde gehen, ob sie nun unterliegen oder siegen im Kampfe? Mühen wir deshalb nicht alles tun, um neue Wege der Verständigung unter den Völkern zu finden? Ist nicht derjenige der einzig Starke, der es magt, diese neuen Wege zu gehen? Der dem Krieg und der Waffe abjehört?

Diese beiden Überzeugungen sind schließlich eine Sache des G l a u b e n s. Nur, lieber, wir Schweizer beider Lager sind gar zu schwächliche Glaubensbekenner! Sonst müßte längst schon im Nationalrat der Mann aufgefunden sein, der sagt: Es gibt k e i n e n anderen Weg unter den Völkern, als denjenigen der Gewalt. Wollen wir unser Vaterland wirklich am verteidigen, so können wir das nicht mit lächerlichen 80 Millionen tun, nein, laßt uns auf den Altar des Vaterlandes niederlegen alles, a l l e s, dessen wir fähig sind: Zeit, Vermögen, Körperkraft, Geist der Leidenschaft!

Einem solchen konsequenten Bekenner zur Gewalt als Mittel des Vaterlandsschutzes könnten wir unsere Achtung nicht verlagen. Wohl aber wenden wir uns gegen jene, die da meinen, es genüge, ein guter Patriot zu sein, wenn man recht heftig Vaterlandslieder singt, die Kadetten Krieg spielen lehrt, die alten Helden verehrt, den Staat, den man um die Steuern betrügt, möglichst oft und laut hochleben und im übrigen die Helvetia eine gute Frau sein läßt!

Wie aber steht es mit uns andern? Die wir als Frauen den Frieden möchten und uns also Pazifisten nennen müßten? Wie bekämpfen wir den Militarismus? Stehen wir nicht auch noch allzuoft lächelnd als Zuschauer, wenn ein bitter ernstes Stück Leben an uns vorübergeht? Ich kenne keine einzige Frau, die den Krieg liebt und sich zu ihm bekennen möchte. Im Gegenteil, wir alle sind sehr heftig in den Ausdrücken der Abwehr gegen den Krieg. Dennoch fanden sich in unserer Jugendfeststadt junge Mädchen, die als Amazonen freudig beim Kriegsspiel mitmachten. (Und würde es eine einzige Schweizerin geben, wo sie nicht in Menge zu finden wären?) Würde es ferner einen einzigen öffentlichen militärischen Anlaß geben, wobei nicht gerne lächelnde und neugierige „Kriegsschauende“ Frauen als Zuschauerinnen künden?

Gebantenlos im Aufstehen und schon im politischen Handeln gegen den Krieg, so sind wir Schweizerinnen. Englische Frauen ergreifen für als Väterinnen durch ganz England von Ort zu Ort, protestierend gegen den Krieg und demonstrierend für die Schiedsgerichtsbarkeit der Völker.

Wenn werden wir Schweizerinnen einmal protestieren, fest und unbedingt, gegen ein Böses? — oder gar demonstrieren für eine gute Sache?

Ich fürchte, bis dann wird noch manches Jugendfest im lieben Schweizerland mit militärischem Gepränge gefeiert werden. —

M. Rejeune-Zehle.

Eine internationale Universität für Politik.

Einer der interessantesten und nach meiner Überzeugung durchgreifendsten Vorschläge, die in letzter Zeit auf dem Gebiete internationaler Verständigung gemacht worden sind und der gegenwärtig auch in Völkerverständigung sehr besprochen wird, ist der Vorschlag der Gründung einer internationalen Universität für Politik von Prof. Barany-Upfal, Schweden.

Es ist eine anerkannte Tatsache, daß nur der in seinem Beruf hervorragende leisten kann, der bei umfangreicher Allgemeinbildung sein spezielles Fach in allen Teilen beherrscht. Was für Lehrer, Philosophen, Naturforscher, Ärzte, Juristen, Schachspieler, Gärtner, überhaupt Berufsleute als selbstverständliche Voraussetzung gilt, erheben sich für den Staatsmann und Politiker überflüssig. Jeder hält sich für berechtigt, ohne jede Kenntnis zu politisieren, und die Weisheit haben von dem tatsächlichen Zusammenhänge der Völker und der ganzen Welt keine Ahnung. Sie verfolgen lediglich ihre nationalen Interessen, was dabei herauskommt, hat uns der Weltkrieg und was darauf folgte, gezeigt. Wir haben bisher keine Bildungshäute, die in unvoreingenommener Weise Sachkenntnis vermitteln, die jeder Staatsmann, Politiker und Schriftsteller sein eigen nennen sollte. Diesem Uebel will Prof. Barany durch die Gründung einer internationalen Universität für Politik abhelfen. Diese Universität soll einerseits die Aufgabe haben, ununterbrochene Forschungsarbeit internationaler Angelegenheiten zu betreiben und andererseits künftige Staatsmänner, Politiker und politische Schriftsteller aller Länder für ihren Beruf vorzubereiten. Der Zweck der Zusammenarbeit aller Nationen, Schaffung von internationalen Forschungsinstituten für Politik.

Die Hochschule für Politik, wie sie 1871 in der Ecole Libre des Sciences Politiques in Paris gegründet wurde und aus der ausgezeichnete Politiker hervorgegangen sind, sowie die nach dem Krieg in Amerika und Berlin gegründeten Hochschulen für Politik genügen keineswegs. Diese Hochschulen lehren die wirklich internationale Geographie, aber nur durch die Zusammenarbeit von Lehrenden wie Lernenden aus allen Ländern erzielt wird.

Von einem Staatsmann und Politiker muß in erster Linie gefordert werden, daß er nicht nur die Interessen seines eigenen Volkes im Auge hat, sondern auch die der anderen kennt und berücksichtigt. Staatsmänner müssen die Welt als einen Gesamtorganismus empfinden. Zweck der internationalen Universität für Politik ist es, Wissen über die Zusammenhänge der Völker der Welt zu verbreiten, Kenntnisse internationaler Vri zu vermitteln und zwar auf den Gebieten der Geschichte, der Nationalökonomie, des Handels, der Finanzen, der politischen Philosophie der verschiedenen Staaten. In den Ferienmonaten werden verschiedene Länder unter der Leitung von Lehrern zu bereiten. Sachkenntnis für selbstverständliche Voraussetzung, ebenso daß an einer solchen Universität völlige Gleichberechtigung der Geschlechter anerkannt ist. Prof. Barany glaubt zuverlässig, daß durch Errichtung einer internationalen Universität nicht nur eine Verbesserung der Verhältnisse zwischen den Völkern angestrebt wird, sondern gleichzeitig zwischen den Rassen, den verschiedenen Völkern und Völkern der einzelnen Nationen, deshalb ist die Aufgabe der internationalen Hochschule zu Lehrenden von größter Bedeutung und er erörtert sie in seiner Schrift: „Vorschlag der Errichtung einer internationalen Universität für Politik und deren Bedeutung für den Weltfrieden“ eingehend.

Am Ort der Errichtung dieser Universität werden die Schweiz (Genf), Holland (Haag), Skandinavien (Kopenhagen), Stockholm oder Oslo, vorgeschlagen. Für die Schweiz und Holland spricht die Lage, welche leicht auf das Klima, der Sitz des Völkerbundes (Genf) und des internationalen Gerichtshofes (Haag).

Eine internationale Universität für Politik im Sinne Barany's wird Politikern und Staatsmännern die erforderlichen Kenntnisse vermitteln, die ihnen die internationalen Beziehungen der Völker und die Zusammenhänge der Welt klarlegen, wird sie, und das ist das Allerwichtigste, mit den berechtigten Bedürfnissen und Forderungen aller Völker, Rassen und Klassen vertraut machen. Daraus erwächst ein gegenseitiges Verständnis, welches die erste Bedingung zum Abbau gegenseitigen Hasses, zur Vermeidung künftiger Kriege ist. Somit ist nicht wenig gesagt, daß die Gründung einer internationalen Universität für Politik zur Erhaltung des Weltfriedens von größter Bedeutung wäre.

Lida Gustava Feymann.

Internationale Sommerhule für Friedensarbeiter.

(Internat. Frauenliga für Frieden u. Freiheit.)

Diese in der Fellowship School in Gland stattfindende Sommerhule für Friedensarbeiter hat bereits eine zweimonatliche, reiche Tätigkeit hinter sich. Teilnehmer aus 16 verschiedenen Ländern folgten den Vorlesungen und Diskussionen mit regem Interesse. Professor Barany, von der Universität Upfal,

eröffnete die Reihe der Vorträge durch Vespungung seines Vortrages einer internationalen Hochschule für Politik, zur Ausbildung von Staatsmännern, Diplomaten, Politikern und Journalisten. Dieser Vortrags hat in den Kreisen des Völkerverständigungsbundes gefunden. Nachmittags des selben Tages sprach M. Dugues, Vorsitzende der französischen Section der F. F. F., über Erziehung zum Frieden, Frieden, so führte M. Dugues aus, kann nicht künstlich geschaffen werden, Frieden ist ein Ergebnis und so lange, als gewisse soziale und wirtschaftliche Verhältnisse politische Bedingungen nicht erfüllt sind, kann dauernder Frieden weder innerhalb der Nationen noch zwischen den Völkern herrschen.

Es sprach ferner Allan Watson von der Fellowship School über Musik und Hygiene im Dienste der Friedenspropaganda, mit Vorfürhrungen ihrer Schülerinnen; M. Sanders, von der Organisation des internationalen Arbeitsamtes in Genf; M. Jambartat, Lehrer, persönlicher Freund und Anhänger Sanders, über die Nationalbewegung in Indien und deren Auswirkung auf den Weltfrieden; Frau Bojilova-Petkoff, Vorsitzende der bulgarischen Section der F. F. F., über Gewaltlosigkeit; Marguerite Gobat, über Musik und Frieden; Dorothea Decker, Sekretärin der amerikanischen Section der F. F. F., über Friedensarbeit in den Vereinigten Staaten; Prof. Salabart über das Problem des Fasizismus; Alice Descoudres in zwei Vorträgen über das Thema: Kinder und Frieden; Milena Slama, von der tschechoslowakischen Section, über das brennende Problem der Kinderheute; Helene Monastier, aus Lausanne, über die Zentralstelle für Friedensarbeit in Zürich und Jüdischkeit. Es finden jeden Tag Kurse für Sprachen und Vorträge statt. Eine angenehme Abwechslung bilden die zahlreichen geordneten Ausflüge in der Umgebung, wie Chemnitz, Coppet, St-Germain, Ruedre auf dem See und andere. In der ersten Woche fand eine sehr gut besuchte öffentliche Versammlung in der Abende, in Genf, statt, an der Prof. Gilbert Murray, vom Völkerverbund, Prof. Barany und M. Hudson über Frieden und Wissenschaft sprachen.

Die tägliche Arbeit fand einen schönen und würdigen Abschluß durch einen Gottesdienst in der kleinen, malerischen Kirche von Vich, die von Hrn. Jodel, Pfarrer der Gemeinde Gland, aus liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt worden war. Eingetragen von Violin- und Orgelvortrügen, ergriffen das Wort die Pfarrer Jodel von Gland und Duboucq von Lausanne, sowie Vertreterinnen der F. F. F., vorgetragen wurden die Schülerin Jambartat, die Friedens- und Goldfriede Kellers Gedicht „Frühlingsglaube“.

M. G.

Internationale Frauensekretariate in Genf.

Um eine möglichst enge Verbindung mit dem Völkerverbund und allen seinen Bestrebungen zu Gunsten der Frau und Kinder und zu Gunsten des allgemeinen Friedens herzustellen, hat der große „Internationale Frauenbund“, dem unser „Bund Schweizerischer Frauenvereine“ angeschlossen ist, schon seit über einem Jahre in Genf ein ständiges Sekretariat im Hause 7 Boulevard Helvetique eingerichtet. Dieses Bureau untersteht der Leitung einer der wohlwollendsten Sekretärinnen des B. F. V., Madame Helene Monastier, die jederzeit gerne bereit ist, Mitgliedern der Nationalbünde, die Genf besuchen, mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. In diesem Bureau sind Karten für eine Veranlassung des Völkerverbundes erhältlich, auch wird auf Wunsch Tee gereicht.

Mädchenhulsdirektorinnen.

Fast überall noch, bei uns so gut wie in Deutschland — im Gegensatz zu den romanischen Ländern — liegt die Leitung der höheren Mädchenhulen und der Unterricht in den oberen Klassen überwiegend in den Händen von Männern und das Vordringen fähiger Frauen in solche Aemter begegnet noch überall dem Widerstande der Behörden und der männlichen Kollegen.

Am Ende dieses Winters mußten in Deutschland in nicht weniger als 3 Städten löpse Kampfe um weibliche Direktorinnen durchgefochten werden. In Hamburg, wo kürzlich Fräulein Emmy Bedmann, die Vorsitzende des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins, zur Direktorin einer staatlichen höheren Mädchenhule ernannt worden ist, hat der Kampf der Lehrerkräfte gegen die Ernennung besonders heftig geübt, und die Tagespresse gab ihren Angriffen nur bereitwillig Raum. Wehliche Kämpfe spielen sich auch bei der Wahl einer Direktorin für ein Städtisches Lyzeum in Halle a. S. und der Wahl einer Direktorin in Düsseldorf ab. Jedoch bedeutet die Tatsache, daß die Frau sich solche Stellungen trotz aller Feinde, die ihr in den Weg geworfen werden, zu erringen vermag, ein Frauenerfolg, den kollegiale Opposition und Konkurrenz nicht schmälern können. In England ist England spielt sich ein ähnlicher Kampf um die weibliche Schulheute ab. Diese ganz aus der Welt zu schaffen, daran ist in England, das davon eine lange Tradition besitzt, nicht zu denken. An Mädchenhulen, wo die Lehrerkräfte der Hauptfache

nach weiblich ist, läßt sich wohl nach Ansicht der englischen Schulmeister auch nicht viel dagegen sagen. Anders liegen die Dinge in gemäßigten Schulen, wo sich Lehrer und Lehrerinnen in die Arbeit teilen und von der Lehrer also in die lein männliches Geschlecht beiseite lassen kann, dann immer weiblicher Leitung arbeiten zu müssen. Auch da können die Schulmeister — das wissen sie wohl — rechtlich nichts tun. Dagegen können sie, wie die Schweiz, Lehrerinnenvereine berufen, die Mitglieder in ihrer Organisation finanzielle Unterstützung zu leisten, so können sie sich weigern, unter einer Direktorin zu arbeiten.

Und auch in Preußen wurde ein Sturm der Unterstützung in der englischen Presse hervorgerufen zu haben. Aus Tagesblättern und Zeitschriften brachte „The Woman Leader“ Äußerungen, die ihn scharf beurteilten. „Ein Mann, der es für unwürdig hält, unter einer Frau zu arbeiten, die sich für einen leitenden Posten als fähig erweisen hat, kann kaum geeignet sein, den Jüngern einen vernünftigen Eindruck zu machen.“ In England ist der „Daily Mirror“: „Ich weiß nicht, was Eltern empfinden müssen, die hoffen, ihre Kinder zu edler Rechtlichkeit zu erziehen, wenn sie entdecken, daß die selben Kinder während ihrer Schulzeit möglicherweise unter dem Einfluß von Männern stehen werden, die eine Mentalität besitzen, wie sie diese Null Conference (an der obiger Befehlsgelast wurde) offenbart hat.“ So leitete ein anderes Blatt seine Betrachtung ein.

Und bei uns? — wehren sich sogar noch die Frauen dagegen, unter weiblicher Leitung zu stehen! „So seltsam ist am grünen Holz, was soll am dünnen werden?“

Eine Negerklavin als Leiterin in der Frauenbewegung.

„Sojourner Truth“, das war ihr Name, und in der Geschichte der Frauen soll er unersetzlich sein. Aber wer hat es gedacht, wer hätte gedacht, daß eine Klavin eine ganze Veranlassung der gebildeten Frauen retten könnte?

Das war in den Vereinigten Staaten, in Ohio, ganz im Anfang der Frauenbewegung. Ohio war damals nur durch einen Fluß vom Staengebiet getrennt, und das Gland, die Not, der Jammer des Staengebietes offenbarte sich hier den Menschen früher als anderswo. Hier schrieb Harriet Beecher Stowe ihren Roman „Onkel Toms Hütte“, den wir alle, in seiner gekürzten Form, als Kinder gelesen haben. Und hier wuchs Sojourner Truth, eine Frau mit glühendem Herzen, einen ganz eigenen Weg zum Völkerverbund, Veranlassung nicht abtend, der hinter ihr herzog, reiste sie durch das Land, um dem Kampfe gegen die Sklavenehaltung aufzujubeln. Hauptächlich ihr Verdienst war es, daß sich überall Gruppen und allmählich große Vereine bildeten. Wir wissen alle, wie später, 1861—65 ein riesiger blutiger Krieg die Befreiung der Negern erganz. Im Jahr vorher, 1860, aber schon, daß der Erkenntnis zum Vordringen der Sklavenehaltung, zuerst die Gemüter ergriff, begannen die amerikanischen Frauen die Ungerechtigkeit zu erkennen, die auf ihnen lastete.

Im Jahr 1848 veranlassete sich ihrer eine kleine Schar, von einhundert Männern unterstützt, in Seneca Falls, im Staate Newyork, und stellte hier — als Gegenstück und Ergänzung einer Erklärung, die einst ihre Vorfürhrer gegenüber England erlassen hatten, und ihre Unabhängigkeit zum Ausdruck einer „Erklärung der Empfindungen“ (Declaration of Sentiments) auf, von ihrem Frauenanbunde aus. — Ein Sturm von Feindschaft braulte auf, Gefächter und Gehörs in den Zeitungen, Schimpfreden, Untergangsprophezeungen von den Rangeln und Pulen. — Doch die Bewegung ging weiter. Jeder im Jahr veranlassete sich mehr Frauen, sich schloß sich Männer in größerer Zahl an, fanden in neuen Staaten Veranlassungen statt. Das Leben in den Zeitungen begann sich in lässliche Ermüdung, in Annerkennung zu verwandeln. Aber immer stand noch ein Gemaltshaus den Frauen gegenüber.

In Ohio hatten die Frauen nach ihrer ersten Veranlassung ein Memorial für die Regierung ausgearbeitet und dadurch in einem einzigen Jahr die Zahl ihrer Anhänger vervielfacht. Nun wollten sie in einer zweiten Veranlassung ihren Standpunkt noch deutlicher klären und befestigen. Die gebildeten Frauen und Männer der Zeit waren anwesend, aber auch die besten Gegner der Bewegung.

Die Sitzungen fanden — es war im Jahre 1851 — in einer Kirche statt.

Wie hatten wir Platz eingenommen. Richtig kam durch den Platz ein jeder seinen Platz gegangen — eine Negerin. Wir haben ja viel darüber gehört, wie verachtet die Neger noch heute in Amerika sind, wie sie vielerorts noch heute vor einem Weißen das Trottoir der öffentlichen Straßen verlassen müssen. — Welche Empörung mußte damals diese Negerin erwecken, wie sie da lag, am eine tiefste Gestalt, diese Kirche, die gepanonten Menschenkinder durchdringt. — „Neger, Neger, Neger, man konnte sich denken, — könnte es hier, Und „Sinaus mit der Schwärze“ könnte es drüben. Aber die Negerin schritt langsam weiter, auf die Rednerbühne, zum Präsidienpult hin. Und hier

Finische Knüppelpepiche.

Von Maria Weele.

(Schluß.)

Nicht das gesamte finnische Gebiet ist an der Ausbildung der Kna beteiligt, sondern nur eine westlichen und südwestlichen Landstriche, sowie ein Teil seiner mittleren und nördlichen Bezirke. Das finnische Finnland kennt den Knüppelpepich überhaupt nicht. Das kommt daher, daß die Kna, wie schon ihr schwedischer Name verrät — die finnische Bezeichnung „ruiju“ ist ebenfalls schwedisches Lehnwort — skandinavischen Ursprungs ist. Allen Ansehen nach waren es die schwedischen Kolonisten der finnischen Küstengebiet, die den in ihrem Mutterlande allbekannten Knüppelpepich in einbürgerten. Von hier aus drang er nach dem Innern vor. Doch der finnische Boden feiner Entwicklung besonders günstig war, ist unverkennbar. Nicht nur die große Zahl der erhaltenen Teppiche erweist das, mehr noch die außerordentliche Schönheit so manchen Stüdes.

Das reichgegliederte, farbenprächtige Gebilde, als das sich die finnische Kna des 17. bis 19. Jahrhunderts darstellt, hat sich aus unheimlichen Anfängen allmählich entwickelt. Nach dem zu schließen, was aus Bestandaufnahmen, Kaufverträgen und Nachforschungen darüber zu ermitteln ist, waren die meisten Kna des Mittelalters, ja noch des 16. Jahrhunderts groß, schwer, langhaarig und ungemüßert, höchstens von einem andersartigen Rand umgeben oder leicht gefaltet. Einer Seite reicher gemalter finischer Kna wird im 17. Jahrhundert die Erwähnung getan. Solche Stüde bildeten ansehnend damals eine Seltenheit und waren dementsprechend gefast. Sogar das königliche Schloß in Stockholm bezog aus Finnland von diesen gemu-

lerten Kna, offenbar weil Schweden nichts Ebenbürtiges zu liefern hatte. Wohl im Laufe des 17. Jahrhunderts ist dann die gemusterte Knaart zu allgemeiner Verbreitung gelangt, denn die ältesten datierten der erhaltenen Stüde, die aus dem Ende dieses Jahrhunderts stammen und weitere darnach bestimmbar Kna belegen für diese Zeit einen bereits ansehnlichen Mutterreichtum. Von da an blühte die Knaherstellung in Finnland weiter, bis auch ihr die unheimlichen Folgen der Industrialisierung im Laufe des 19. Jahrhunderts den Boden entzogen.

Die Kultur der Kna sind zum großen Teil — in der Frühzeit wohl ausschließlich — geometrischer Art. Quadrate und Rechtecke, Rechtecke und Dreiecke, Streifen und Quadranten Kreuze und Sterne, sind Grundmotive, aus denen sie bestehen. Später erweitert und bereichert sich der Kreis der Formen durch allerlei Pflanzenwerk wie Bäume und Blumen, namentlich Tulpen, durch Menschen- und Tierfiguren, Kronen und Herzen, Namensbuchstaben und Jahrgablen und anderes mehr. Dabei haben zweifels die Mutterbilder und Mutterbilder als Vorbild der fremden Kna eine wichtige Rolle gespielt. Nach dem die jeweiligen Modestellen haben die Kna dies und das übernommen, es aber bald genug wieder in ihre eigene Tonart umzuformen gewußt. Es ist überaus reizvoll, an den verschiedenen Stüden zu verfolgen, wie rasch und weitgehend unter der Hand der finnischen Kna-hersteller ein einfaches Motiv seine Gestalt ändert, bis es in einer ursprünglichen Art bis zur Unkenntlichkeit entartet, bis es in einem neuen, stets zu seinem Schaden im Gegenteil! Wo die „Degenerierung“ am weitesten gehen ist, endet sie oft in den eindrucksvollsten Neuschöpfungen. Das

vollständige finnische Kunstempfinden drängt fortgesetzt auf Geometrisierung der Formen hin. So geht auch das lebendige Pflanzenwerk schließlich in abstrakte Gebilde über. Der ausdruckstarke Pfadenzahn, der in der Natur der Kna eine Rolle spielt, kommt gerade unserem heutigen Formempfinden sehr entgegen.

Daß bei den Künstlern und Kennern in so hoher Wertung stehen, haben die finnischen Kna jedoch nicht so sehr den Vorzügen ihrer Mutter zu verdanken als vielmehr der beiderseitigen Schönheit ihres Farbenbildes, die sie in eine Linie mit den besten Gemälden aller Zeiten stellt. Aber auch die Kunst der Kna hat eine außerordentliche Rolle in der letzten hundert Jahren gespielt. In dem sie zuvor lange Zeit — noch im 16. Jahrhundert — sich mit den Naturfarben der Schafwolle, Weiß, Schwarz und Grau, begnügt und höchstens diese miteinander zu einfachen Mustern verbunden hatte. Dann ist zunächst die gelbe Farbe allgemeiner geworden, die in Finnland unter den Pflanzenfarben überwiegt, und erst Stufe ist die Vervollständigung von Gelb und Braunrot (sogar im 18. Jahrhundert) von Blau gewichen zu sein, zu dem sich nun häufig Schachfarbte gefestigt, während man im 19. Jahrhundert offensichtlich eine Vorliebe für die Verbindung von Grün und Rot besaß. Die farbige Pracht und Vornehmheit der Kna des 18. Jahrhunderts, für die der Dreifarb Schwarz-Blau-Gelb überhaupt ein fester Bestandteil war, bis zu dem warmen Tonen — ein festes Indigo und ein tiefes blaues Blau — charakteristisch sind, ist später nur selten noch erreicht worden.

Die Frage, ob die finnische, überhaupt die nordische Kna zum asiatischen Knüppelpepich in irgend ei-

nem Abhängigkeitsverhältnis stehe, ist noch nicht ganz geklärt; doch wird, wer sich eingehender mit ihr befaßt, geneigt sein, sie zu verneinen. Die einzige gewichtige Ueber einstimmung zwischen den beiden ist die Gleichheit der Knüpfungsort, der Symptomen — an sich für einen unmittelbaren Zusammenhang kaum noch kein Beweis. Denn diese höchst einfache Schicht kann ebenso wohl unabhängig an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten „erfunden“ worden. Auch Entstehung eingeführt worden sein. Im übrigen ist bei näherem Zusehen zwischen den beiden Teppichgruppen weit mehr Scheidendes als Gemeinsames festzustellen: in ihrer Verwendung, in dem Verhältnis von Stoppenanordnung und Grundfarbe, in der geometrischen Ornamentik selber, die bei den nordischen Knüppelpepichen eine Rolle spielt, als bei den orientalischen. Und was die morgenländischen Motive anbelangt, die in den finnischen Kna allerdings vorkommen, so sind sie diesen augenscheinlich auf dem Umweg über allgemein europäische Musterbücher zugegangen worden. Wenn wir nun bedenken, daß die skandinavischen Kna in früheren Zeiten meist schmutzlos einfarbig und dabei sehr langhaarig waren, und wenn wir ferner wissen, daß mit ihnen plumpen Bären- und Schaffelle unter dem Bettzeugbestand aufgeführt werden, liegt die Annahme nahe, sie seien überhaupt in Nachahmung von Tierfellen entstanden. Uebrigens wurden im Norden, wie Graubunde erwiesen haben, schon zur Bronzezeit allseitig Gewebe hergestellt, wenn auch nicht in derselben Knüpfung.

Wer über die Kna und alle damit zusammenhängenden Fragen sich unabhängig unterrichten will, hat die Möglichkeit, die Möglichkeiten und die Abhängigkeiten reiche Veröffentlichung von Prof. U. S. Strelitz, auf welche sich das vorliegende Uebersetz-

legte sie sich langsam auf die unterste Treppenstufe nieder. Sie trug ein graues Kleid, einen weichen Turban und hielt ein Sonnenstrichmännchen über sich gepannt.

Auf dem Präsidentenpult stand damals Mrs. Gage, eine hochgebildete Frau, Mutter einer großen Familie; ihre freie Minute ihres arbeitsreichen Lebens hatte sie ihrer Fortbildung gewidmet. Sie war heute zum ersten Male Präsidentin in einer so großen und wichtigen Versammlung. Eine der Komiteedamen nach der andern stieg zu ihr hinauf, flüsternd: Schiden Sie doch die Negerin! Sie wollen, was sie uns auf dem Spiegle! Halten Sie sich doch zu Recht! Denken Sie doch, wie viel Feinde wir sonst schon haben! Aber Frau Gage ließ vorläufig die Negerin ruhig an ihrem Platz.

Sie eröffnete die Verhandlungen. Die erste Sitzung erfüllte den Vormittag, die zweite den Nachmittag, die dritte den Abend. In den Zwischenzeiten ging die Negerin umher und versuchte, auf dem mit großen Backsteinen gepflasterten Platz, wo Soujourner Truth, zu Beginn jeder Sitzung konnte man sie wieder auf ihrer Treppe sitzen sehen, die Ellbogen auf den Knien, das Kinn in die großen Hände gestützt und den Sonnenstrichmännchen auf dem Kopfe. So lag sie unbeweglich, die Verarmung mit ihren groben, schwarzen Fingern betrauert.

Auf der Plattform vor ihr drängten sich die Gegner. Einer erklärte den Frauen, dass der Junge ihre Selbstbestimmung. Ein anderer suchte in furchenlanger Rede alle Beweise für den höheren Intellekt des Mannes zusammen und leitete davon das Recht auf Vorrang ab. Ein dritter schwang seine Bibel: Christus sei ein Mann gewesen! Christus sei als Mann geboren! Sein ganzes Dasein sei ein Beweis für die höhere Natur der Männer. Und endlich wies ein vierter in der Dornen der Rede nach, die Sünde bei durch Eva in die Welt gekommen, durch die erste Mutter, das erste Weib.

Es waren Gedächtnisse unter diesen Rednern. Und auch die amerikanischen Frauen waren damals sehr schüchtern, und ungewohnt, öffentlich zu reden. Die eine und andere begann in ihrer Angst zu schwanken. Ohnmächtiger Zorn brannte in anderen. Würde eine, auch nur eine, den Mann finden, ein Wort zu erwidern auf den Donner von so viel erschütternder Gehörlichkeit? Die Gallobuben auf der Empore grinsten und rissen Witz.

Plötzlich stand Soujourner Truth auf, trat auf die Rednertribüne und legte ihr Sonnenstrichmännchen vor sich nieder.

„Lassen Sie sie nicht reden! Lassen Sie sie um Gotteswillen nicht reden!“ flüsternd bläse Lippen von links und von rechts der Präsidentin zu. Aus der Vorkühlergasse erklang Lachen.

Soujourner Truth stand da, aufrecht, gewaltig. Sie wandte den Kopf zur Präsidentin hin und schaute sie an aus ihren großen Augen. Und die Präsidentin gebot Ruhe. „Soujourner Truth hat das Wort!“

Da erhob die Negerin ihre Stimme. Eine ganz tiefe Stimme leise das Gewissen, und sie habe zuerst leise gesprochen, doch habe man sie nicht gehört. Sie gehörte, Kirche gehört, die Wunden der Frauen, in den Stühlen der Gerechtigkeit und auch auf der Empore, wo die Wunden schon zum Weissen beide Finger in den Mund steckten.

Überall sei ein Aufruhr, begann die Sclavin ihre Rede, in ihrer verstümmelten Sprache. Die Negerin im Süden und die Frauen im Norden, alle sprachen von ihren Rechten und brachten die weißen Männer in Verlegenheit. Und was sagten die beim Tages.

Sie deutete mit dem Kopf gegen den Herrn, der zuerst gesprochen. „Der Mann dort darf sagen, Frauen muß man in ihre Equipagen helfen, muß sie über die Unebenheiten des Bodens heben, muß ihnen überall den besten Platz geben. — Niemand hilft mir in einen Wagen, niemand hebt mich über die Köder im Wege, niemand gibt mir den besten Platz. Und bin ich nicht eine Frau? — Stellt und fahre ich! Ich habe meine Stimme. Schaut mich an! Ich habe meinen Arm an!“ Sie entblößte ihren rechten Arm bis zur Schulter und zeigte die mächtigen Muskeln. „Ich habe gepflügt, ich habe gepflanz, ich habe in die Scheuern gesammelt: kein Mann half mir. Und bin ich keine Frau? — Ich werke wie ein Mann und konnte essen wie ein Mann. — wenn ich es bekam. — Und bin ich nicht eine Frau? — Ich habe dreizehn Kinder geboren und habe sie in die Sklaverei verkauft, und wenn ich meinen Muttergänger hinausjagte, hörte mich niemand an als Jesus. Und bin ich keine Frau? — Und dann reden sie von diesem Ding da im Kopf. Wie nennen sie es? „Intellect“, flüsterte ihr jemand zu.“ „So ist es. Was hat das zu tun mit Niggers Recht? Wenn meine Laus nur einen Intellecter hätte, meine Laus würde nicht eine Gemeinheit vor dir, doch du mich meine kleine Talle nicht füllen lassen müßte.“ Sie wies mit dem Finger auf den Herrn, der den Grund vorgebracht hatte und erwiderte jubelnden Beifall.

„Und jener kleine Mann in Schwarz dort, der sagt, Frauen können nicht lesen! Rechte haben wie Männer, denn Christus ist ein Mann gewesen? — Ich habe gelesen, ich habe gelernt, ich habe mich ausgedehnt, die Augen voll Glanz. Woher ist dein Christus gekommen? Woher ist dein Christus gekommen? — Von Gott und einer Frau!“

grünbet, in englischer Ausgabe zu benutzen, während sie bis vor kurzem nur in finnisch und schwedischer Sprache vorlag. Einen orientierenden Ausblick auf der Feder des gleichen Gelehrten enthält auch die zur Ausstellung herausgegebene Anleitung des Kunstgewerbemuseums, die ebenfalls mit Abbildungen ausgestattet ist. Keine noch so getreue Abbildung jedoch vermag es, einen Begriff zu geben von dem unvergleichlichen Wohlklang und dem lebigen Schmuck der Farben, von dem lebendigen Zinnschmelzen der Töne, wodurch die besten unter diesen Augen Auge und Sinn in ihren Band zwingen.

Neue Bücher.

Eleonora Dule, Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe, v. Eduard Schneider. (Jahrg. 1891, Leipzig). G. C. Es ist ein höchst interessantes Buch, das einem dachhingehängenen Künstler Leben und Wirken über das Glas hindurch zeigt, ein Buch, das Seite für Seite, festlich, rein und gut im Wollen ist. Biographisches nur wenig und mehr als Nachtrag. Nichts für die Neugierde; keinerlei sensationelle Entfaltungen. Dies der farge Bericht über Eleonora Dules Leben: 1859 ist sie in Wien in der Lombardie geboren als Kind einer Schauspielerfamilie. Mit vier Jahren tritt Eleonora zum ersten Mal auf, als Geiste in den Mysterien; ist dann bis zu ihrem vierzehnten Jahre als Nade engagiert. Sie lernt die bitterste Armut kennen; der Hunger treibt sie sogar eines Tages zum Diebstahl (einer Scheibe Volant). Die Mutter stirbt im Spital. Mit der Truppe zieht Eleonora von einem kleinen Bühne zu einem anderen, bis sie ihren hohen Schicksal und Aufsteig erreicht, bis sie von ihren Kollegen vielfach verkannt, mangelnde Demittungen

Dann wandte sie sich zu jenem, der Eva als Beistand gebraucht hatte. Sie sprach voll Witz, voll Feiertätigkeit. Jeder sah tiefen Beifall. Und sie schloß mit den Worten: „Wenn die erste Frau, die Gott erschaffen hat, so hoch gehalten ist, daß sie, wie ganz allein die Welt hat umschließen können, so daß die obere Seite nach unten genommen ist, so sollten die Frauen zusammen es doch vermögen, sie wieder umzudrehen, so daß die rechte Seite wieder oben kommt. Und da sie es wollen, so ist es doch das Geheiß, die Männer lassen sie es tun!“ — Als sich der Sturm von Beifall gelegt hatte, fügte sie: „Dant dafür, daß ihr mich angehört habt, und nun hat euch die alte Soujourner nichts mehr zu sagen!“

Tauschen, Jubeln. Hunderte von Händen streckten sich ihr entgegen. Und so hat die alte Negerin den Tag der Frauen erreicht.

Sie lebte noch im Jahre 1881, 110 Jahre alt.

Dr. H. A.

Zürcher Mailfi-Tag.

Auch diesen Sommer treffen sich wieder im alten Zürich die verschiedensten Jugendorganisationen. Sie wollen in der Freude bei gemeinsamen Spiel und Gesang und in der Sammlung um das Refektorium und Freiheit, von Frau Marie Louise Schumacher, erfahren, daß sie zusammengehören trotz der Verschiedenheiten von Beruf und Heim. Junges Mädchen ist herzlich eingeladen, mitzukommen.

Die Tagung ist festgesetzt auf Samstag und Sonntag, den 28. und 29. August, das Refektorium auf Sonntag, morgens um ca. 9 Uhr. Am Montag von Zürich aus ab Samstag um 15 und 18 Uhr und Sonntag um 6 Uhr. Seinerzeit und Frühstückstafel gegen kleine Entschädigung. Selbstverpflegung. Bei ungenügender Mitternacht Verbleibung um 8 Tage. Anmeldungen und Anfragen sind zu richten an Hanni Greninger, Gloriastraße 55, Zürich 7, Telefon Sp. 38.02.

Frauenverbänden.

Dem Schweiz. Zentralverein für das Frauenwesen sind täglich von einem ungenannten, wohlwollenden Mädrin 1000 Briefe eingeworfen worden. Diese Summe soll den Grundstock bilden für eine schweizerische Stiftung für Laubblinde.

Die französische Malerin und Kunstschafflerin, Kellie André, die Tochter des bekannten Geschichtsschreibers des Porzellans und der Keramik, Albert Jacquemart, hat das berühmte Institut de France zu ihrem Erben eingeweiht. Dieser Tage ist auf ihrer Beilichung Chaatle bei Ermenonville ihr Grabmal eingeweiht worden. Das Institut de France hat sich im Ertrag zu der Feier begeben, der Präsident der Académie des sciences morales et politiques, R. G. Leva, hielt dabei die Rede. Durch diese großartige Schenkung ist das Institut de France Eigentümerin ausgedehnter Besitztümer und Kunstschätze geworden. Das ganze Gebiet von Chaatle mit der Abtei, einer Kapelle, Parks usw. und das Palais auf dem Boulevard Souffray gehört dazu, das hervorragende Denkmäler der italienischen Renaissance, Gemälde von Rembrandt, van Dux und viele andere Kunstschätze in sich schließt. Zur Erhaltung und Erweiterung der so gesammelten beiden Museen sind testamentarisch je fünf Millionen Franken bestimmt worden.

Die internat. Frauenbewegung und die Frage des Arbeiterinnen-schutzes

(Schluß.)

Schieden sich die Geister schon in der Frage des Mutterschutzes sehr wesentlich, so trat die Gegenständlichkeit der Auffassung erst recht in der Diskussion zu Tage, die sich um die grundsätzliche Ablehnung jedes s o n d e r e n Arbeiterinnen-schutzes drehte. Die Kommission hatte ihrem dahingehenden Antrag folgende Fassung gegeben:

„Es sollte keine besondere gesetzliche Regelung der Frauenarbeit, verhängen von der, für Männer bestimmt ist, den Frauen auferlegt werden. Der einzige Weg, der mit der inneren Richtung der Arbeiter-schutzegebung übereinstimmt, ist zugleich die vollständige Gleichstellung der Arbeiterinnen und Arbeiter, sei derjenige, der durch die Natur der Arbeit und nicht durch den Unterschied des Geschlechts bedingt ist.“

Die Engländerinnen hatten auch hier eine schärfere Fassung vorgelegt:

„Alle gesetzlichen Regelungen und alle Beschränkungen, die den Arbeiterinnen zum Ziele haben, müssen auf die Natur der Arbeit gegründet sein. Jedes internationale System der verschiedenen Gesetzgebung für beide Geschlechter muß, ungeachtet vorübergehender Abweichungen, in Zukunft darauf abzielen, als Ergebnis die Beseitigung der Arbeiterinnen und die Beseitigung ihrer Löhne und Gehälter haben.“

Daher sei auch das Verbot der Nachtarbeit für Frauen in der Industrie (Washington 1919) und in

der Landwirtschaft (Genf 1921) zu verurteilen, aber jede Uebererläufung zu begrüßen, die die Nachtarbeit von Männern und Frauen gleichmäßig regle. Ebenso sei die Uebererläufung über den Gebrauch von Bleiweiß in der Malerei zu verurteilen, die den Arbeiter nur gewisse Einschränkungen beim Gebrauche von Bleiweiß auferlege, die Frauen aber vollständig von dieser Industrie ausschließe. Es sei ferner die Aufmerksamkeit auf die Tatsache zu lenken, daß die Arbeiter der Bergwerke beide Geschlechter verhängnisvoll beeinträchtigen, Fehls oder Totgeburten hervorruft oder in verschiedener Form auf die Nachkommenchaft wirkt, sei es, daß es der Vater oder die Mutter ist, die dadurch verurteilt wird.

Eine außerordentlich interessante und leidenschaftlich bewegte Diskussion knüpfte sich an diese beiden Anträge. Verschieden wurden sie von einem großen Teil der Engländerinnen, zum Teil von den Norwegerninnen und Schwedinnen, und besonders heftig von einem Teil der Amerikanerinnen, der kleinen, aber sehr rührigen Gruppe der National Woman's Party, die als „Fraternal Delegates“ an den Verhandlungen teilnahm.

Sie gingen dabei von zwei Gesichtspunkten aus. Einmal dem, daß der Mann als Vater ebenso vor den Uebeln der Industrie, der Nachtarbeit und Bleiweißvergiftungen, zu schützen sei, wie die Frau als Mutter; denn die Schädigungen aus dieser Arbeit würden ebenfalls durch ihn wie durch die Mutter auf die Nachkommenchaft übertragen. Eine Behauptung allerdings, zu der der gesunde Menschenverstand von heute noch ein großes Fragezeichen machen wird. Gewiß ist Nachtarbeit für den Mann schädlich und die Tendenz, sie immer mehr einzuschränken, wird von jedem logischen Denker nur begrüßt werden. Aber sie ist sicher für die Frau, die eine Familie hat, schädlicher als für den Mann. Denn die Frau als Mutter hat nicht die gleichen Möglichkeiten des Ausruhens wie der Mann. Würde ihr dieser auch alle Hausarbeitsarbeit während des Tages abnehmen — wie ganz Extremes verlangen —, damit sie den Schlaf nachholen könne, so werden eben doch die Kinder ihrer Mutter brauchen, denn soweit wird man die Welt nicht auf den Kopf stellen können, daß auch die Kinder untertags schlafen und ihre Mutter in Ruhe lassen.

Und in Bezug auf die Bleiweißvergiftungen gilt ähnliches. Gewiß sind sie für den Mann schädlich und gewiß können diese Schädigungen auch auf das Kind übertragen werden. Aber sicher ist diese Schädigung weniger groß als durch die Mutter, bei der sie während 9 Monaten Tag um Tag auf das werdende Kind und vielleicht erst noch nach der Geburt durch das Stillen auf den Säugling einwirkt.

Der andere Gesichtspunkt war der einer doktrinarischen Theorie von der völligen persönlichen Freiheit der Frau und ihrer absoluten Rechtsungleichheit mit dem Manne — „equal right“ —, wie das Schlagwort der National Woman's Party lautet. Die Frau, die nach völliger Befreiung von allen einengenden Gesetzen strebe, könne logischerweise doch nicht nur einen Sonderwunsch verlangen, der sie nur wieder in einer andern Domäne wie ein unmündiges Kind behandle. Die Idee der Schutzegebung sei ein Produkt der Zeit, als die Frauen wirtschaftlich und politisch noch völlig hilflos waren und es nötig hatten, wie Kinder beschützt zu werden. Heute aber soll sie als ein freies menschliches Wesen in freier Verantwortlichkeit selbst entscheiden, ob und welche Arbeit sie aufnehmen, wann und wo sie sie niederlegen oder unterbrechen wolle. Anderes sei der freien Frau unmündig; der Sinn des Feminismus bestehe gerade darin, nach der absoluten Gleichheit von Mann und Frau auf allen Gebieten zu streben und jede, die diese absolute Gleichheit nicht wolle, sei keine wahre Feministin. Ueberdies habe ja die Frau von heute mit dem Stimmrecht das Machtmittel in der Hand, sich durch Gelebe die günstigsten Arbeitsbedingungen zu schaffen. „Bisher beschützte man das Geld der Frau“ — meinte eine Engländerin (latzatisch) — „indem man sie davor bewahrte, eigenes Geld zu haben; beschützte man ihre Kinder,

einem Zimmer ins andere stellen. So ruhelos war sie. Einmal hatte sie in Florenz gleichzeitig drei Wohnungen; zwei davon hat sie nie bezogen. Und doch schrieb sie gleichzeitig einer Freundin: „Ich habe nun fast sechs Jahren kein Heim und leide darunter unbeschreiblich. Ich habe meine Bücher, meine Sachen nicht, ich habe mich nicht Mühe gegeben, mich innerlich abzuschießen, so habe ich doch keinen Ort, wo ich allein sein kann, kein Zuhause und nichts von all dem Trauten, das in dem Worte liegt.“

Raum mit ein paar Anbeutungen wird des großen bittenden Erlebnis, das Eleonora Dules Leben so schwer veranfaßte, ihrer tragischen Liebe zu D'Annunzio gedacht.

Eduard Schneiders Buch will zeigen, wie Eleonora Dule entwirrt, wirtschaftlich ruiniert, fast selbst die Wohnung verlassen, deren sie die Wärme ihrer Gelebe bis zum letzten Atemzug schenken wollte, das undantbare alte Europa verlassen mußte und im fernen Pennsilvanien, in dem Ruß und Rauch von Pittsburgh am 21. April 1924 gestorben ist. Dem Buche voran geht das Motto aus Romain Rollands „Der Mensch“. „Nicht die nenne ich Heiden, die durch Verstand und durch Gelebe liegen. Der Mensch ist groß durch sein Herz. Wie einer der Größten unter ihnen gelebt hat, der Mann, dessen Leben hier erzählt werden soll.“ „Ich kenne keine andern Kräfte des Menschen als diejenigen, welche ihn zu den besseren Menschen zählen machen.“ Ohne große Gewinnung kein großer Mann, ja selbst kein großer Künstler, noch ein bedeutender Mann der Zeit, nur höchste Gelebe der Mensch. Die mit ihr zu Grunde gehen. Der Erfolg soll die menschliche Größe sein, nicht groß scheinen. „Dah die Welt einen solchen Heiden in ihrer Art, eine solche edle Kämpferin wie die Dule die war, so traurig

Für die Hausfrau.

Ein Appell an gegenseitiger Hilfe.

Es gibt wahrscheinlich noch viele Hausfrauen bei uns, denen nicht bekannt ist, daß das untere und das mittlere Rhodetal zu den fruchtbarsten Obstegegenden unseres Landes gehören, wo nicht nur Birnen, Äpfel, Pflaumen, sondern auch Pfirsiche und Aprikosen gedeihen. Bis weit hinauf an den jünger Gängen reichen die Obstgärten. Selbst drei- und viermal die Obstgärten mit aller Sorgfalt und Umgebung betrieben. Wie der Weinbauer eine Rebe, so muß der Obstgärtner seine Bäume hegen und pflegen. Gerade dieses Jahr wird ihm seine Mühe durch eine reichliche Ernte entgelten.

Aprikolen und Pfirsiche kommen gegenwärtig in großen Mengen auf unseren Märkten zum Verkauf. Es ist für die Walliser Bauern eine Lebensfrage, ob sie ihre Früchte zu löhnen Preisen absetzen können. Da sie sich um Qualitätsware handelt, ist es unseren Hausfrauen nicht schwer fallen, Walliser Früchte zum Rohellen und zum Einmachen zu kaufen.

Vor wenigen Tagen ging unter dem Titel „Der Schweizermode-Gedanke gilt auch gegenüber der Landwirtschaft“ ein Aufruf an die Konsumenten durch die Presse. Die Frauen wurden ersucht, nicht immer die ersten fremden Früchte und Gemüse zu kaufen und dann, gestillt, unsere einheimischen Produkte beiseite zu lassen.

Unser Beobachtung zeigt, daß die zahlreichen Hinweise auf die Notwendigkeit des Zusammenhaltens auch bei unseren Hausfrauen schon gut gewirkt haben. Aber es kann noch viel mehr getan werden. Die Schweizerinnen müssen es sich bager angelegen lassen, bei der großen Aufnahme der einheimischen Obstgärten, speziell der Walliser Aprikolen, und Pfirsichen mitzuwirken.

indem man ihr verwehrt, ihr Vormund zu sein; beschützte man sie vor den Streitigkeiten der Politik, indem man ihr das Stimmrecht vorenthält!“

Mit ebensoviel Ueberzeugung und Wärme, mit ebensoviel schlagerfester Beseitigkeit verurteilt man aber auf der Gegenseite die Notwendigkeit eines besonderen Arbeiterinnen-schutzes, indem man scharf darauf hinweist, daß es doch nicht der Sinn der Frauenbewegung sein könne, in einer den Gleichmacherei die andersgeartete Natur der Frau loszulassen zu verlegen, sondern im Gegenteil! Eben im Interesse ihrer Mutteraufgabe und ihres anders gearteten physischen Könnens sei es eine der Hauptaufgaben der Frauenbewegung, dieser besonderen Natur und Aufgabe der Frau in dem freiwillig keine Unterdrückung machenden Wirtschaftsprozess Anerkennung zu verschaffen. Geschlossen traten die französischen Frauen für die Forderung ein, namentlich sprach die Vertreterin der französischen Arbeiterinnenvereine warm dafür. Es sei in erster Linie Sache der Arbeiterinnen, über diese Fragen zu entscheiden, und sie wünschten die Aufrechterhaltung und den weitem Ausbau dieser Schutzegebe. Ähnlich äußerte sich Miss Furuhjelm aus Finnland: Finnland habe eine zwanzigjährige Erfahrung mit dem Frauenstimmrecht und doch haben die Arbeiterinnen nicht gefunden, daß sie auf die Schutzegebung verzichten könnten. Wenn die Arbeiterin auch das politische Stimmrecht habe, in der Industrie sei sie trotzdem hilflos. Ebenso sprach sich Belgien für die Schutzegebung aus, ebenso Österreich, Italien, ebenso die Vertreterinnen Deutschlands, die sich außerordentlich Mühe gegeben hatten, die Notwendigkeit des Arbeiterinnen-schutzes nach allen Seiten zu beleuchten und die sehr wachsen immer zur Stelle waren, um replizierend eingreifen zu können: Die Aufhebung des Arbeiterinnen-schutzes wäre eine große Gefahr für die Frau, es würde sie nur wieder zum Arbeiterin machen, das auf der Straße bleibt, ohne dann mehr die Möglichkeit zu haben, ihre geistigen Kräfte zur Entfaltung zu bringen und ihre kulturelle Aufgabe als Familienmutter erfüllen zu können. Feminismus sei letzten Endes nicht Selbstzweck, sondern ein Weg zur Humanisierung der Welt.

Auch die Vertreterinnen des stark industriellen Australiens und des großen angelegenen amerikanischen Frauenverbandes, der

zu Grunde gehen läßt, dagegen richtet sich die bittere Anklage des Buches. Aber wird die Welt je diese ihre stillen Heiden und Streiter erkennen? Und ein kaum zu löhnen Rästel wird es für die Frauen und Stumpfen je und je sein, wo sie ihre Heiligen und Wohlfahrt von Gott und den reinen Zielen erfüllen suchen muß.

Die Dule wollte ein eigenes kleines Theater gründen. „Ich will mein Theater haben, und ich bekomme es auch! Ganz klein. Aber da will ich wirklich einmal „Werke“ herausbringen! Die Jugend rufe ich auf, natürlich zuerst meine Landsleute, doch dann die andern. Klein soll der Raum sein, mit gefalteten Wänden und mit ganz einfacher Bühne. Kein Zerk und so gut wie gar keine Dekorationen. Nur Blüten sollen sie und Gott mit mir dienen. Denn es ist mein muß, unter der Erde, wie die ersten Christen!“

Dieses Theater ist ihr nie geworden. Sie mußte ihre letzten Kräfte in mühsamen Gastspielreisen aufreiben. Ueber diese äußeren Missetaten hinaus aber sehen wir, wie die Grenzen ihres Lebens sich weiten, und wie sie aus der engen Befristung des diesseitigen Lebens hinausdringt. Sie beschäftigt sich mehr und mehr mit der Religion, und im letzten Augenblick um die Selbstentfaltung. Sie findet den Sinn des Lebens darin, daß sie das Gute in sich sichtbar werden lassen muß; und was sie kämpfend für sich errungen hat, will sie aus reinem Quell und Ighantenlos, so wie sie geben und vermitteln kann, als Künstlerin von edelstem Gepräge, an die Menschen weitergeben. Sie liebt Augustus, Thomaus und die großen Männer der Erbauung. „Am liebsten war ich das Gebet, das der Seltsame täglich am Fuße des Kreuzes zu sprechen pflegte.“

(Fortsetzung folgt.)

„Vigue of Women Voters“, stellten sich restlos und ohne Vorbehalt auf den Boden des Arbeiterinnenstufes. Letztere erklärten, daß zwei ihrer größten Autoritäten in sozialen Fragen, Mrs. Grace Abbott vom amerikanischen Gesundheitsbureau und Dr. Alice Hamilton von der Harvard Universität in Ohio, den Arbeiterinnenstuf als eine absolute Notwendigkeit betrachten.

Mit außerordentlicher Spannung erwartete man nach dem heißen Kampfe, der sich durch Stunden und Stunden hingezogen hatte, die Abstimmung. Man war sich auf beiden Seiten wohl bewußt, um was es ging. Mit 91 gegen 78 Stimmen wurde der eingangs erwähnte Antrag der Kommission auf grundsätzliche Ablehnung eines besonderen Arbeiterinnenstufes abgewiesen und damit auf die frühere in Rom gefasste Resolution zurückgegriffen, daß Sondergesetze zum Schutze der Frauen wenigstens nicht gegen ihren ausdrücklichen Willen ihnen auferlegt werden sollen. (S. Zus. Suffragat, Juli 1926.)

Leider ist nun einer angesehenen deutschen Frauenzeitschrift der Irrtum unterlaufen, gerade diesen abgelehnten Kommissionsantrag, wie auch den ersten Teil des englischen Antrages im Wortlaut als angenommen zu veröffentlichen. Vielleicht sind die alarmierenden Betrachtungen, die den Weg auch in unsere schweizerische Presse gefunden haben, z. T. auf diesen Irrtum zurückzuführen.

Allerdings ist es den Engländerinnen gelungen, noch am zweitletzten Tag, als alles schon müde und der Kongreß schlecht besucht war, an Stelle ihres an die Kommission zurückgegebenen Antrages eine immerhin wesentliche Modifikation desselben mit einem kleinen Mehr durchzudrücken. Es ist nun freilich zu fürchten, daß diese nun als die Ansicht des Kongresses und die Auffassung der gesamten Frauenbewegung gestempelt werden wird in der bekannten oberflächlichen Art, wie solche Dinge verallgemeinert zu werden pflegen. Diese englische Resolution hat folgenden Wortlaut:

Dieser Kongreß ist der Meinung, daß jedes internationale System unterschiedlichen Arbeiterstufes auf der Grundlage des Geschlechtes — trotz zeitweiliger Vorteile, in eine Tyrannei ausarten und zu einer Absonderung der Arbeiterinnen sowie zu neuen Sündenfällen in der Lohnfrage führen kann.

Er richtet daher an die angeschlossenen Verbände die dringende Bitte, ihr Augenmerk auf die Notwendigkeit einer besonders sorgfältigen Überwachung aller solchen Vorstöße zu richten, um, wenn notwendig, unverzüglich tatkräftig einzugreifen.“

Nicht man nun das Fazit der gesamten Diskussion und Abstimmung über diese sehr wichtige und tief in das Leben der arbeitenden Frauen eingreifende Frage, so darf gesagt werden, daß im Ganzen nur England (und auch nicht das gesamte) und ein kleiner Teil Amerikas die doktrinaire Theorie von der absoluten Freiheit und Gleichberechtigung der Frau bis zur letzten Konsequenz aufstellen und verteidigen, daß dagegen die Ansichten auf un-

serm Kontinente zwar nicht einheitlich sind, daß aber doch die Mehrzahl der kontinentalen Länder wie Deutschland, Frankreich, Belgien, Österreich, Italien, die Schweiz usw. für eine Differenzierung zwischen Frauen- und Männerarbeit und für die Beibehaltung und den weiteren Ausbau des Arbeiterinnenstufes eintreten.

Der Umstand, daß unter den Engländerinnen auch eine Angehörige der englischen Arbeiterpartei, Mrs. Beitz-Lawrence, sehr temperamentvoll für gänzliche Ablehnung aller besonderen Arbeiterinnenstufes eintrat, hat uns allerdings etwas nachdenklich gemacht. Sollte vielleicht, wie es seinerzeit bei den Stimmrechtskämpfen in Amerika und England der Fall war, der Bestreitung der Frau auch hier wieder seine besonderen Formen annehmen, Formen, die, wie wir sie damals als uns Kontinentalen nicht gemäß ablehnen mußten, so auch heute wieder ablehnen müssen? Im Grunde genommen aber doch nur verschiedene nationale Ausprägungsformen und derselben Grundidee?

Bei aller Toleranz jedoch, jedem Lande die ihm gemäßen Formen dieses Kampfes zuzuerkennen, ist eben dies dabei das Bedenkliche, daß sie von den Gegnern unserer Bewegung aufgegriffen und transzendierend und distanzierend als ein „Mene-Tel“ der Dummheit an die Wand gemalt werden. „Sie fordern Schutzgesetze, die nicht sie, die Frauen, sondern den Vater ihrer Kinder gesund erhalten sollen“, oder: „Es sei nach den Beschaffenheiten der

Pariser Tagung die Frage zu prüfen, ob die Frauenbewegung durch ihre feindselige Haltung gegen diese Schutzbestimmungen nicht Gefahr laufe, zu einer einseitigen Standesbewegung zu werden, so daß deren Vertreterinnen nicht mehr das Recht hätten, im Namen aller Frauen zu sprechen“ hieß es kürzlich ebenfalls im Bund, aber an anderer als der schon erwähnten Stelle (Nr. 300). Es ist selbstverständlich, daß wir uns gegen solche Auslassungen zur Wehre setzen, weil sie entgegen allen Tatsachen ein schiefes Licht auf unsere Bewegung werfen und Verwirrung zu stiften geeignet sind. D.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Helene David, St. Gallen, Telstr. 19 (Telephon 25.13).

Feuilleton: Gertrud Rieberer, Zürich, Hausmeyerstr. 33 (Telephon S. 28.49).

Wir zählen zusammen 147 Jahre,

meine Frau und ich. Wir nehmen an, Ihr beliebter Virgo (Kaffeesurrogat-Moccamischung) habe viel dazu geleistet, dass wir dieses Alter erreichten.

J. Otter in S. 248

VIRGO

Ladenpreise: VIRGO 1.50, SYKOS 0.50, NAGO, Otten



Wald-Kurhaus WEISSENBURG-BAD

Thermal- u. Luftkurort I. Ranges = 900 m über Meer
Linie Spiez-Montreux

Einzigartige Lage inmitten grossartigen Naturparkes. - Vorzügliche Ausflugsgelegenheiten nach allen Richtungen. - Vollständig renoviertes Kurhaus. - Komfort, Ruhe, Unterhaltung (Orchester, Tennis, Billard u. s. w.) - Ganz vorzügliche Küche. - Garage.

Eine Kur mit dem gipshaltigen Weissenburger Thermalwasser heilt nicht nur Bronchialkatarrhe, chron. Katarrhe der oberen Luftwege, Pleuritis, Asthma Exudate, sondern sie wirkt auch vorbeugend gegen die gefährlichsten Krankheiten während den nassen Jahreszeiten. Keine Lungenkranken. Solbäder, Fichtennadel- und Sprudelbäder. Pension von Fr. 10.— an. Spezialarrangement für Familien. Haecy & Jenni, Bes.

Geistig und körperlich überarbeitete
Personen stellen ihre Arbeitskraft u. Energie
wieder her durch den täglichen Gebrauch des

Elchina

Orig.-Fl. 3.75, sehr vorteilh. Orig.-Doppelfl. 6.25 i. d. Apt

Privatkochschule Widmer

Witikonstr. 53 - Zürich 7 - Tel. Hott. 29.02
Prospekte und Referenzen durch Frl. R. Widmer.

Abonnements-Bestellung
für die Administration des „Schweizer Frauenblatt“, Zürich, Str. 43

Die Unterzeichnete bestellt hiermit das
Der „Schweizer Frauenblatt“
auf die Dauer von 1/1 Jahr zu Fr. 3.20
1/2 „ „ „ 5.80
1/4 „ „ „ 10.30
Unterschrift:
Ort und Datum:

H Silene, frisch gepflückte
z. Sterilisieren geeignete
Veltliner
Heldelbeeren
1x5 kg Kisth. Fr. 5.50
2x5 kg Kisth. Fr. 10.50

Preisel- und Brombeeren
zu gleichen Preisen
Voll-Gewicht
Alpenbienenhonig
zu Fr. 4.80 per Liter
Prima echten alten Veltliner
in Korbfässchen von ca. 7 Liter
Fr. 2.50 per Liter
Alles franko gegen Nachnahme
P. Plozza, Brusio
Importgeschäft - Veltlinerproduzent

Schuhcreme
RAS
enthält
wirkliches Fett!

Anstricken
von Strümpfen, auch feingewir-
stricken, und
Ersetzen
der Füsse aller gewebenen, einschliesslich seidener Strümpfe.
Aus 3 Paar 2 Paar oder mit neuem
Tritot, Wolle, Baumwolle. Verkauf
neuer Strümpfe.
Strumpfwaren Altkleider-Zürich
Inh. W. Tröndle.

Gratis
erhält jede Dame,
die Hausgeback
herstellt, bei Ein-
sendung ihrer ge-
nauen Adresse das
praktische Heft
„Garnieren der
Torten“, worin
leichtfassliche An-
leitung und Re-
zepte zum Glasieren
und hübschen Gar-
nieren von Gebäck.
Dieses Gratis-Angebot
gilt nur für kurze Zeit.
Schreiben Sie des-
halb heute noch an:
J. Nietlisbach,
Olten.

An die Hausfrauen und Töchter

Wo decke ich meinen Wäschebedarf ein?

Ganz sicher dort, wo man gut und reell
zu konkurrenzlosen Preisen bedient wird und das ist im

Wäschehaus

A. ANKLIN-BORER
OLTEN

Telephon 640

Postcheck U b 705

Ich offeriere bei Mindestabnahme von 10 Meter:

Baumwoll-
stücker für Leinwände
gebleicht, 75, 80 und 90 cm breit,
von einfarbigen Calico bis zum
feinsten Maco, von 75 Cts. an bis
Fr. 1.60

Finesse und Flanelletts
zu Fr. 1.40 an bis Fr. 1.60

Baumwoll-
stücker für Leinwände
doppelfädig, gebleicht, 155-170 cm
breit, von Fr. 2.40 an bis Fr. 3.40

Lieferung kompletter Brautausstattungen

Alles garantiert in Schweizerware. Der Versand erfolgt nur gegen Nach-
nahme. Ein Versuch wird Sie zu meinem ständigen Kunden machen.

HÖFLICHEST EMPFIEHLT SICH: DER OBIOE.

12 Glace-Rezepte

die in jeder Haushaltung auf die billigste und
einfachste Weise, ohne Glace-Maschine hergestellt
werden können.

PREIS nur Fr. 1.50.

(auch per Nachnahme)

Zu beziehen bei Frau DIETHELM-REUSS,
Amriswil (Thurgau)
(NB. Bei Bestellung genügt Postkarte)

Für die Güte und absolute
Wirkung der bekannten Ein-
reibung gegen

Kropf und dicken Hals

zeugt u. a. folgendes Schreiben
aus Zürich: Ich hatte
meine Frau und zwei Töchter,
die an dicken Halsen mit
Atmungsbeschwerden ge-
litten haben und nun mit
ihrem bewährten Mittel
„Strumasan“ vollständig ge-
heilt sind. A. F. Prompte
Zusendung des Mittels durch

Jura-Apotheke, Biel, Juraplatz
Preis: halbe Fl. Fr. 3.—
1 Fl. Fr. 5.—

Haus Meienberg

Jona bei Rapperswil a. Zürichsee

Kuranstalt für weibl. Nervenleidende u. Erholungsbedürftige

Prospekte durch die Besitzerinnen und Leiterinnen:
Dr. med. S. Stier. N. Hiller. 73

VOLKSHAUS DAVOS

mit Frauen- und Mädchenheim
Pension von Fr. 5.50 an.

Schöne Zimmer, gute Verpflegung
Alkoholfreies Restaurant
Passantenzimmer.

Frauensschule Sonnegg

Ebnat-Kappel (Toggenburg)

Halbjahres- und Jahreskurse zur allgemeinen
Frauenbildung, Kinderpflege und Erziehung.
Arbeit in Haushalt und Küche, Theoretische Fächer.

Kindergärtnerinnen-Kurse

mit behördlicher Anerkennung.

Eintritt Mitte September und Mitte April.
Prospekte und nähere Auskunft durch die Leiterin
HELENE KOPP.

Das Erholungsheim im Lütisbach,

OBERRAGERI (800 m ü. M.) Kanton Zug

bietet das ganze Jahr Ruhe- und Erholungsbedürftigen
sowie Feriengästen ein behagliches Heim. Zu näherer
Auskunft sind gerne bereit:

Schwester Hanna Kissling. Schwester Christine Nadig.
(Offene Tuberkulose wird nicht aufgenommen)

Bad Pfäfers

Am Eingang zur weltberühmten
Taminaschlucht mit Thermalquelle
37 Grad Celsius (65)

Weltberühmtes Thermalbad gegen Rheumatismen, Gicht, Lähmungen,
Rekonvaleszenz und Altersschwäche.
Prospekte auf Verlangen. Direktor: Karl Stoettner.